

**Karsten Harms**

Marc zeichnet  
schwarz-weiß



**Roman**

WENZ  
VERLAG



[Auszug aus *Marc zeichnet schwarz-weiß* S.7-12]

Es gibt Zeiten im Leben, da frage ich mich, ob ich selbst allmählich verrückt werde oder ob vielleicht doch eher die anderen nicht ganz richtig im Kopf sind und ich das einfach nur aufgrund meiner wachsenden Lebenserfahrung besser erkenne. Je älter ich werde, desto mehr häufen sich diese Zeiten. Das hat wohl damit zu tun, dass ich mit den Jahren gelassener geworden bin – dies aber zugegebenermaßen nur gegenüber meinen eigenen Fehlern und Macken. Die Verrücktheiten der anderen wiederum erkenne ich umso schärfer, was dazu führt, dass mich Jüngere bisweilen – trotz meiner gerade mal fünfunddreißig Jahre – für einen nörgelnden, unzufriedenen Sack halten. In der Tat rege ich mich vielfach über dies oder das auf; ich ertappe mich immer wieder dabei, wie ich anderen Menschen kopfschüttelnd hinterherschau und meine, einmal mehr

einen völlig wahnsinnigen Angehörigen unserer Gesellschaft identifiziert zu haben.

Wer also ist wirklich verrückt? Ich oder die anderen?

Fakt ist, dass ich es bin, der „auffällig“ geworden und kürzlich eingeliefert worden ist. Daran lässt sich nichts deuteln! Auch lässt sich daran nichts ungeschehen machen. Sitze ich doch gerade tatsächlich in einem Zimmer einer großen Institution für psychische Gesundheit und langweile mich zu Tode. Sollte damit meine soeben gestellte Frage, wer von uns verrückt ist, bereits beantwortet sein? – Nein, mitnichten!

Vor Kurzem bin ich beispielsweise im Odenwald gewesen. Ich weiß noch, wie ich in einem kleinen Dorf angehalten und mich auf eine Bank gesetzt habe, um die Frühlingssonne zu genießen, die vom azurblauen Himmel lachte. Ich saß da, alles war lauschig und friedlich. Ich beobachtete gerade zwei

kleine Jungen, die am Rande der Straße vor einer Hofeinfahrt mit Holzfiguren spielten, als plötzlich, wie aus heiterem Himmel, ein Motorrad mit Beiwagen um die Ecke schoss und in einem Affentempo die Hauptstraße entlang fegte. Die spielenden Jungen zuckten zusammen; auch ich erschrak. Die beiden Typen auf dem Gespann waren bestimmt mit mindestens 100 Kilometern pro Stunde unterwegs. Unglaublich! Wer so etwas schon einmal gefahren ist, weiß, wie schwer diese Dinger zu lenken sind – die kleinste Unaufmerksamkeit, der kleinste Fehler führt dazu, dass das Gefährt außer Kontrolle gerät. Und jetzt stellt euch mal vor, ihr rast mit über 100 km/h auf einem solchen Motorradgespann durch eine kleine Ortschaft, die kurvige Straße entlang ... vorbei an kleinen Jungen, die selbstvergessen auf dem Bürgersteig spielen. Jeden Moment kann eine Katastrophe geschehen! Ihr könnt sagen, was ihr wollt – das nenne ich wahrhaftig verrückt!

Dann ist vor einigen Wochen mal etwas in Ludwigshafen passiert. Nach einem abendlichen Kneipenbesuch schlenderte ich zu meinem Wagen, den ich einige Straßen weiter abgestellt hatte. Während ich die dunklen Gassen entlanglief, schaute ich hier und da aus reiner Neugierde durch ein Fenster, spähte im Vorübergehen in fremde, beleuchtete Zimmer. Das mache ich manchmal ganz gerne, keine Ahnung warum.

Jedenfalls war ich schon fast bei meinem Auto angekommen, als ich durch das offene Fenster einer Erdgeschosswohnung blickte und einen fetten, hässlichen Kerl sah, der energisch auf eine junge Dame einredete, die verschüchtert und mit Tränen im Gesicht in einem Sessel hockte. Ich blieb verdutzt stehen, trat etwas näher heran. Der Mann hielt einen Hähnchenschlegel in der Hand, biss davon ab, schrie mit vollem Mund erneut die Frau an und spuckte dabei. Widerwärtig! Dann plötzlich holte der Typ mit seiner frei-

en Hand aus und schlug der Frau mitten ins Gesicht. Sie hielt schützend ihre Hände nach oben, während es weitere Schläge hagelte. An diesem Punkt muss der Fiesling mich gesehen haben; er starrte zu mir nach draußen und grinste. Ehrlich, er tat nichts anderes, als mich blöde anzufeixen – mir wurde ganz mulmig dabei. Dann biss er wieder vom Hähnchen ab, kaute genüsslich, kam zum Fenster und spuckte mir einen Knorpel vor die Füße. Genau das war der Zeitpunkt, an dem ich mir dachte, dass wahrscheinlich nicht ich, sondern doch eher die anderen verrückt geworden sind. Ich beschloss, schnell das Weite zu suchen; mit solchen Typen sollte man sich besser nicht anlegen.

Nun, egal wer auch immer von uns wahnsinnig ist – hier in diesem Institut, in dem ich dummerweise gelandet bin, ist es echt furchtbar! Sehr einsam. Und kühl. Mein Zimmer ist schrecklich klein und müsste

dringend einmal renoviert werden; es ist alles andere als wohnlich oder gemütlich. Und die Flure draußen sind auch nicht besser: grau und kahl! Außerdem sind die Böden aus Linoleum oder einem ähnlichen Zeug, so dass man den ganzen Tag laut hallende Schritte hört, weil ständig irgendwer dort herumläuft. Ich merke genau, wenn sich einer meinem Zimmer nähert; die Schritte werden dann nach und nach lauter, bis sie schließlich langsamer werden und dann verstummen, um von einem Klopfen gegen die Tür abgelöst zu werden. Das ist zum Verücktwerden! Ich weiß nicht, ob ihr euch das vorstellen könnt, aber jedes Mal, wenn ich da draußen Schritte höre, warte ich darauf, dass es endlich ans Zimmer klopft ... und dann bin ich fast schon enttäuscht, wenn einer nur vorbeiläuft.

Die langen, fensterlosen Flure hier im Obergeschoss sind sowieso ein einziger Graus. Allein schon die Beleuchtung macht mich

depressiv. Kennt ihr das hässlich kalte Neonlicht, das von Röhren an der Decke unbarmherzig grell auf einen herunterstrahlt? Das gibt es häufig in großen öffentlichen Gebäuden, beispielsweise in Ämtern, Behörden, in Universitäten oder Krankenhäusern. Überall dort, wo ein solches Licht scheint, wirkt die Umgebung trostlos und ungemütlich.

Jedenfalls finde ich das Ambiente hier grausam. Wenn die möchten, dass ich Mut schöpfe und lebenslustiger werde, sollten sie erst einmal das Licht gegen ein wärmeres, gemütlicheres austauschen. Selbst in meinem Zimmer baumelt eine hässliche Energiesparlampe von der Decke herab und taucht mein Dasein in ein viel zu helles, kaltes Weiß. Über solch unsensible Dinge kann ich mich wirklich aufregen! Möchten die denn nicht, dass sich die Leute hier wohlfühlen?

Apropos. Ich weiß noch, da war ich einmal mit einer Freundin in Mannheim Unterwä-



sche kaufen. Also besser gesagt: sie wollte Unterwäsche kaufen – richtig schöne mit Spitze und so. Etwas, das sexy ist! Wir sind also in einen Laden in der Innenstadt hinein und sie probierte ein paar Dinge aus. Zur Beratung rief sie mich immer zu sich in die Umkleidekabine. Aber soll ich euch etwas sagen? In der Kabine war so grelles Licht, dass man wirklich jede unschöne Stelle an sich entdecken musste, selbst dann, wenn man versuchte, darüber hinwegzusehen. Meiner Freundin ging es damals natürlich nicht anders; gleichgültig, was sie anprobierte, nichts konnte sie restlos überzeugen. Welche selbstkritische Frau ist schon mit einem derart perfekten Körper ausgestattet, dass ihr ein solch unbarmherziges Licht nichts anhaben kann? Ich habe mich damals gefragt, wie unsensibel ein Wäscheverkäufer sein muss, um derart einfache und naheliegende Dinge nicht zu bemerken.

Nun, jedenfalls bin ich schon seit zwei Wochen hier in der Klinik. Ist ziemlich lang, wenn ihr mich fragt. Ich muss ein wirklich schwerer Fall sein! Wahrscheinlich bin ich ein richtiger Verrückter, ein Durchgeknallter wie Tyler Durden aus dem denkwürdigen Spielfilm Fight Club, und die müssen sicherstellen, dass sie keinen derart Irren wieder auf die Gesellschaft loslassen. Meine Güte, zwei Wochen! Wenn ich nicht meinen Zeichenblock und die Stifte dabei hätte, wäre ich wohl schon vor Langeweile gestorben. Schließlich muss man sich mit irgendetwas beschäftigen, man kann nicht nur rumsitzen und Däumchen drehen. Mein Nachbar beispielsweise trägt den ganzen Tag lang einen drahtlosen Kopfhörer und lauscht klassischer Musik – meistens Schumann oder Mozart. Oder er wirft vom Bett aus kleine Papierkügelchen in den Papierkorb; das ist seine ganz eigene Form von Basketball. Jeder braucht seinen Zeitvertreib. Der eine

macht dies, der andere macht das – und ich zeichne halt.

Nachdem ich eingewiesen worden war, hing ich erst einmal einen Tag am Tropf und bekam flüssige Nahrung, weil ich enorm geschwächt war. Ein Haufen Gifte sollte zudem aus meinem Körper herausgespült werden; ich musste literweise Wasser trinken. Dann bekam ich über den Tropf zusätzlich jede Menge Antibiotika – die Ärzte hatten meinen trockenen Husten bemerkt und meinten, ich hätte eine angehende Lungenentzündung.

In der zweiten Woche machten die Leute alle möglichen Untersuchungen mit mir: die Gehirnströme wurden gemessen, meine Motorik, meine Reflexe untersucht. Bis heute werde ich täglich durchgecheckt. Dann kommen immer zwei Typen, holen mich aus meinem Zimmer ab und begleiten mich zum Stationsarzt. Sehr rührend.

Himmel, die nehmen das aber auch genau mit den Untersuchungen! Man könnte mei-

nen, bei meinem Körper sei wirklich alles aus dem Ruder gelaufen. Aber die Ärzte werden schon wissen, was sie tun. Es vergeht kein Tag, an dem ich von denen nicht zu hören bekomme, dass ich viel trinken, mich schonen und viel schlafen soll. Ich muss hier unbedingt zur Ruhe kommen, das ist mir mittlerweile klar. Letzte Woche noch habe ich täglich Spritzen und irgendwelche Mittel zur Beruhigung bekommen, damit ich nicht so zappelig bin. Die Schwestern meinten, das täte mir gut; sie sagten, ich sollte den Ball eine Zeit lang flacher halten, damit sich mein Körper regenerieren kann.

Und dann wird von mir erwartet, dass ich hier alles Mögliche erzähle; jeden Tag geht das so, immer vormittags von neun bis zehn. Wenn es so weit ist, muss ich mich im Ärztezimmer auf der Station ein Stockwerk tiefer finden; anschließend werde ich zur Sprechstunde gebracht, um mit einem Psychologen ein nettes Pläuschchen zu halten.

Ich habe schon das Gefühl, Fransen am Mund zu haben. Die wollen wissen, wie es mir und meinen Eltern geht, was mich beschäftigt, warum ich dies und jenes getan habe. Viele Fragen zielen darauf ab, was ich über mich denke und ob ich mir meiner selbst bewusst bin. Meine Güte, wie hochtrabend philosophisch sich das anhört! Man könnte glauben, die meinen, ich wäre dumm und würde nicht verstehen, worum es geht. Sich seiner selbst bewusst sein ... Klar, das ist die Grundlage jeglichen Selbstbewusstseins, wie bereits der ursprüngliche und eigentliche Sinn des Wortes verrät. Wer sich seiner selbst nicht bewusst ist, wer also über die eigene Person nicht Bescheid weiß, kann folglich nicht selbstbewusst sein. Als wenn ich das nicht kapieren würde!

Ja, in diese Richtung scheinen in der Tat all die Gespräche abzu zielen – das ist einfach zu durchschauen. Die wollen wissen, was ich glaube, wer ich bin, was mich ausmacht,

wie ich mich selbst in irgendwelchen Dingen einschätze und ob ich mich meiner Meinung nach authentisch verhalte. Du liebe Zeit, wahrscheinlich vermuten die, ich sei in der Tat nicht ganz richtig im Kopf und stünde völlig neben mir! Einmal haben die mich sogar gefragt, ob mir der Name Eugen Beuler oder Bleuler oder so ähnlich etwas sagt. Ich habe gedacht, jetzt schlägt es aber dreizehn! Zugegeben, ich habe Abitur, habe auch studiert, aber bin ich deshalb gleich ein wandelndes Lexikon? Was soll das für ein Kerl sein? Den Namen habe ich noch nie gehört!

Karsten Harms  
Marc zeichnet schwarz-weiß  
Roman  
WENZ Verlag  
516 Seiten  
€ 13,95  
ISBN 978-3-937791-42-5

WENZ Verlag  
Schloss Philippseich  
63303 Dreieich

Telefon: +49 (0) 6103/ 31 25 470  
Fax: +49 (0) 6103/ 31 25 475  
E-Mail: [info@wenz-verlag.de](mailto:info@wenz-verlag.de)  
Homepage: [www.wenz-verlag.de](http://www.wenz-verlag.de)

Engel oder Teufel? Liebe oder Triebe? Vitalität oder Selbstmitleid? Marc schwankt zwischen Extremen und versucht dabei stets, sich selbst treu zu bleiben. Seine Mitmenschen, ob mit guten oder schlechten Absichten, sind dabei nicht immer hilfreich: sei es der überhebliche Chef, dessen herablassenden Tadel Marc sich nicht länger gefallen lassen will – woraufhin er prompt gefeuert wird; sei es die Exfreundin, die statt Mitgefühl nur Vorwürfe zu bieten hat oder die spannende neue Bekanntschaft, die Marc dermaßen verwirrt, dass er kaum wagt, ihren Brief zu öffnen. Am Ende einer ereignisreichen Woche findet er sich in einer psychiatrischen Klinik wieder und rekapituliert, was ihn und die Welt an diesen Punkt gebracht hat.